Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 53 (1997)

Heft: 3

Artikel: Sprachwandel "feministisch". Einige Beobachtungen zur Situation in der Schweiz

Autor: Wyss, Eva Lia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421740

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachwandel «feministisch». Einige Beobachtungen zur Situation in der Schweiz.

Von Eva Lia Wyss

> «Die deutsche Sprache in den 80er Jahren dürfte – vielleicht mit Ausnahme der Ausbreitung der ‹Computer-Terminologie› – wohl durch kaum etwas anderes so nachhaltig geprägt und verändert worden sein wie durch den von der feministischen Linguistik ausgelösten Sprachwandel. Bedenkt man, wie wenig sich – selbst im Bereich der Lexik – verändert, so sind allein schon im Bereich der bislang weitgehend unterschlagenen weiblichen Berufsbezeichnungen Hinweise für einen nicht unerheblichen Wandel festzustellen.
> Dies darf zweifellos als Erfolg einer gleichermassen wissenschaftlich wie sprachpolitisch motivierten Sprachkritik gewertet werden.» (Antos, 250)

Dieser Sprachwandel betrifft verschiedene Ebenen, die als sprachliche Ebenen in einem engeren und weiteren Sinn zu bezeichnen sind. Einerseits stellt man Sprachwandel auf der Ebene des Sprachsystems fest, d.h. der neuartigen Bildung und Schreibung von Wörtern, und als Wandel des Sprachgebrauchs, der Verwendung dieser «neuen» Wörter und auch der «neuartigen» Verwendung von bereits bestehendem Vokabular. Andererseits etabliert sich – in obgenanntem weitem Sinn – ein für die Schweiz noch nicht umfassend beschriebener allgemeiner Wandel der sprachlichen Verwendungsnormen, der mit einer Veränderung der Einstellung zur sprachlichen Gleichberechtigung einhergeht.

Besonders auffällig sind folgende Neuerungen:

- Für die *Wortbildung* und *Schreibung* werden (auch wenn in den Duden-Bänden nicht aufgenommen) neue Möglichkeiten der Kombination von Sprachmaterial bereitgestellt, beispielsweise die Schrägstrichschreibung ohne Bindestrich (Anwärter/innen) und die Gross-I-Schreibung in Personen- und Berufsbezeichungen (MechanikerInnen).
- *Lexikalisch* zeigt sich der Sprachwandel an der für gewisse Lexeme bislang unüblichen bzw. seltenen Bildung von Feminina (Anwältin, Doktorin, Ordinaria) zur Bezeichnung von Personen weiblichen Geschlechts und das klein geschriebene «frau» neben «mann» und «man». Ausserdem lässt sich eine vermehrte Bildung und Verwendung von Differenzialgenus (Teilnehmende, Studierende) und Doppelformen (Zuschauerinnen und Zuschauer) für die Bezeichnung gemischtgeschlechtlicher Personengruppen feststellen.
- Auf der Ebene des *Satzes* findet sich – sozusagen ein Schritt ins 19. Jahrhundert – eine bewusstere und deshalb teilweise striktere Handhabung der Genuskongruenz in Syntagmen (Beispiel: Frau Müller ist ein*e* gut*e* Tennisspieler*in.)*
- Im *Sprachgebrauch* lassen sich in verschiedenen Textsorten u.a. die oben beschriebenen Phänomene unterschiedlich häufig und unterschiedlich konsequent beobachten (siehe unten).
- Ein möglicher Wandel im *Gesprächsverhalten* ist unvergleichbar schwieriger zu erfassen und bleibt hier deshalb bloss erwähnt.

Ausschlaggebend für diese Änderungen war vor über 15 Jahren die feministische Kritik der Sprachwissenschaftlerinnen Ingrid Guentherodt, Marlis Hellinger, Luise F. Pusch und Senta Trömel Plötz. Sie denunzierten die deutsche Sprache als patriarchales System. Sprachlichen «Sexismus» definierten sie folgendermassen:

> Sprache ist sexistisch, wenn sie Frauen und ihre Leistungen ignoriert, wenn sie Frauen nur in Abhängigkeit von und Unterordnung zu Männern beschreibt, wenn sie Frauen nur in stereotypen Rollen zeigt und ihnen so über das Stereotyp hinausgehende Interessen und Fähigkeiten abspricht, und wenn sie Frauen durch herablassende Sprache demütigt und lächerlich macht. (Güntherodt, Hellinger, Pusch, Trömel-Plötz, 1980, S. 15.)

Forderungen nach einer Änderung der sexistischen Sprache waren stets gleichzeitig ein politischer Kampf um die Würde der Frauen. Im Namen der Gerechtigkeit forderten sie mit vielen ihnen nachfolgenden Sprachwissenschaftlerinnen und Feministinnen, sexistische Sprache zu vermeiden. (Cf. auch Häberlin/Schmid/Wyss 1988 u. 1992.)

Neben einer Polemik gegen einzelne Umsetzungsmöglichkeiten des geschlechtergerechten Formulierens wie beispielsweise das grosse «I» im Wortinnern war von linker und rechter Seite, von Lehrern und von Schriftstellerinnen – vergleichbar mit den emotionalen Reaktionen auf die Rechtschreibreform – u.a. zu vernehmen, in die Sprachentwicklung dürften Menschen nicht eingreifen, Sprache sei etwas Gewachsenes, deshalb sei es nicht zulässig, daran etwas zu ändern, man müsse Sprache so belassen, wie sie sich entfaltet habe. Dass aber dieser Organismus, wenn man Sprache tatsächlich als solchen auffassen will, je nach ideologischem Standpunkt einmal deterministisch als schicksalshaft Gefügtes, ein andermal als durchaus von Menschen zu Pflegendes und Hegendes verstanden wird, war auch damals kein Novum.

Die zahlreichen Kontroversen kann man als Ausdruck eines Dilemmas verstehen. Sehr unharmonisch stehen sich nämlich hier grundsätzliche Menschenrechte gegenüber: die Würde des Menschen auf der einen Seite und das Recht auf Redefreiheit auf der anderen Seite. Dieses Konkurrenzieren von Grundrechten findet sich ebenso in der Debatte um Rassismus oder Anti-Semitismus. (Cf. Frank, 1996. 214 ff.) Leider jedoch wurde bislang eine differenzierte, öffentliche Debatte über ebendiese Problematik nicht geführt.

Doch zurück nun zu den Veränderungen. Skizziert werden hier die Umsetzung der sprachlichen Gleichbehandlung in den Massenmedien, die Umsetzungsschwierigkeiten beim nicht sexistischen (oder «geschlechtergerechten») Formulieren, die Veränderung der Einstellung zur Sprachlichen Gleichberechtigung und eine Einschätzung der Situation in der Schweiz. (Cf. Peyer/ Wyss [im Druck].)

Sprachliche Gleichbehandlung und ihre Umsetzung in den Massenmedien

Neben der zwar unregelmässig, doch in vielen Presseerzeugnissen sporadisch aufscheinenden Debatte zur Legitimation von sprachlicher Gleichbehandlung sind es in erster Linie Berichte, Glossen, Darstellungen, Rezensionen, LeserInnenbriefe usw., die sich mit der Umsetzung der geschlechtergerechten Bezeichnungen befassen. In diesen Texten ist selten die Rede davon, ob feministische Sprachkritik überhaupt legitim sei. Vielmehr geht man davon aus, dass zeitgenössische, moderne Sprache nur eine geschlechtergerechte Sprache sein kann. Die Frage verschiebt sich damit auf eine Diskussion des Wie, der konkreten Durchführung und Handhabung. Vereinzelt finden sich in der Tagespresse auch Artikel, die die sprachwissenschaftliche Thematik «Sprache und Geschlecht» im weitesten Sinne aufgreifen, so zum Beispiel zum geschlechtstypischen Gesprächsverhalten, zu Sexismen in der Werbung, zu geschlechtsspezifischen Differenzen im Erstspracherwerb.

Der Sprachgebrauch der Medien jedoch ist keineswegs einheitlich. Auf der einen Seite stehen Tages- und Wochen-Zeitungen aus dem linken Spektrum, die seit 1983 (WoZ) für Personenbezeichnungen mehr oder weniger konsequent die Gross-I-Schreibung verwenden, auf der anderen Seite die «überparteilichen» Presseerzeugnisse, die im Sprachgebrauch eher konservativ sind, d.h. sie vermeiden das Gross-I konsequent und verwenden nur unsystematisch Doppelformen.

Für die elektronischen Medien gestaltet sich die Situation komplexer, da hier in erster Linie sehr unterschiedliche mündliche und beim Fernsehen auch schriftliche Texte zu berücksichtigen sind. In den Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens werden Frauen zwar an ausgezeichneten Stellen berücksichtigt, so in der Begrüssung, der An- und Abmoderation, im restlichen Text sind jedoch über zwei Drittel der Personenbezeichnungen als Maskulina realisiert. Zu einem Fünftel finden sich neutrale Formen (z.B. *Angestellte, Studierende).* Den höchsten Anteil an Doppelformen und neutralen Formen hat «Schweiz aktuell», die einzige Sendung, welche schweizerdeutsch moderiert wird. «10vor10» hinkt als letzte mit der geringsten Anzahl an Doppelformen deutlich hintennach. (Cf. Schürmann 1993.)

Anders als beim mündlichen Sprachgebrauch im Fernsehen ist es im Radio üblich und teilweise gar in internen Richtlinien vermerkt, in Mundart wie in Standardsprache für Personenbezeichnungen jeweils Doppelformen zu verwenden.

Umsetzungsschwierigkeiten beim geschlechtergerechten Formulieren

Tatsächlich gibt es durchaus Texte, in welchen eine Umsetzung der sprachlichen Gleichberechtigung nicht angestrebt wird. In den Vorschriften für den Waschbetrieb der Baugenossenschaft Rotach steht geschrieben:

> Die Waschküche steht jeder Mieterin an den auf dem separaten Waschplan vorgesehenen Tagen je von 07.00 bis 20.00 Uhr zur alleinigen Verfügung. An Sonn- und allgemeinen Feiertagen darf nicht gewaschen werden. Kinder dürfen keinesfalls mit der Bedienung der Automaten betraut werden. Wenn irgendwie möglich, sollten Kleinkinder nicht mit in die Waschküche genommen werden. *Das Waschen für Drittpersonen ist grundsätzlich nicht gestattet.* Ausnahmen können in gewissen Fällen durch die Verwaltung bewilligt werden.
>
> Um Familien mit grossem Wäscheanfall und berufstätigen Frauen das Waschen ausserhalb des Turnusses [sic] zu ermöglichen, wird die Waschküche jeweils am Mittwoch und am Samstag zur freien Verfügung gehalten. Es ist jedoch nicht die Meinung, dass an den freien Tagen eine volle Wäsche durchgeführt wird. In der Regel sollte an den freien Tagen nicht mehr als eine Trommelfüllung gewaschen werden, damit die Waschküche für weitere Benützerinnen zur Verfügung steht.

In dieser Szene trifft man Mieterinnen, Benützerinnen, berufstätige Frauen und Kinder, die für sich selber oder für die Familie waschen. Der Text nennt nicht nur einseitig Frauen, sondern entwirft ein stereotypes Bild von der waschenden (in den Augen des Verfassers) nicht berufstätigen Hausfrau, die mit ihren Kindern in der Waschküche die Wäsche für die ganze Familie besorgt. Die Waschküche ist kein Ort für Männer. Das Fazit: Der Text ist nicht nur nicht geschlechtergerecht formuliert, sondern zeichnet ausserdem ein stereotypes Bild von den Tätigkeiten der Frau. Hier gibt es nicht Umsetzungsprobleme, sondern keine Umsetzung des geschlechtergerechten Formulierens.

Wenn aber die Umsetzung der sprachlichen Gleichberechtigung beobachtet werden soll, sind Stellenanzeigen ein durchaus interessantes Feld. Hier überschneiden sich einerseits sprachliche und gesellschaftliche Gleichberechtigung und andererseits zeigt sich ein individualisierter öffentlicher Sprachgebrauch, der bezüglich des geschlechtergerechten Formulierens unabhängig ist von zeitungsinternen Richtlinien. Ausserdem sind die SchreiberInnen der Stellenanzeigen einem öffentlichen Druck ausgesetzt, Frauen deutlich anzusprechen und diese damit zu Bewerbungen aufzufordern. Weil sich die Formularhaftigkeit der Textsorte anbietet, ist es schon seit längerer Zeit üblich, verschiedenste Sparschreibungen (Klammer-, Schrägstrich- und Gross-I-Schreibung) zu verwenden.

Die Lösungen aber zeigen, dass die Umsetzung Schwierigkeiten bereitet, wenn es darum geht, konsequent Frauen und Männer anzusprechen. (Cf. Schaub 1995.)
Das kann daran liegen – wie folgendes Beispiel zeigt –, dass bloss Substantive überprüft und umgesetzt werden. (Kursivsetzungen sind Hervorhebungen der Verf.)

> Zur Ergänzung der Gruppe «Accounting and Controlling» in der Konzernleitung suchen wir *Sie* als BuchhalterIn. Sie möchten die ganze Buchhaltung für eine unserer Management-Gesellschaften, die rund dreissig Mitarbeiterinnen zählt, führen. (...) Wenn Ihnen zudem auch «Englisch» kein Fremdwort ist und Sie sich in dieser Sprache leicht in Wort und Schrift verständigen können, dann sind Sie *unser idealer KandidatIn.* (Tages-Anzeiger, 28.11.95.)

Der Text wurde mit dem Einsetzen des Gross-I überarbeitet, die Pronomina und Adjektive gingen dabei vergessen.

Oft äussert sich sprachliche und wirkliche Inkonsequenz in Stellenanzeigen auch darin, dass durch den Gebrauch von Redewendungen plötzlich Männer den ganzen Raum beanspruchen:

> Im Namen der Stiftung (...) suchen wir den Kontakt zu einer überzeugenden Persönlichkeit als Manager Finanzen mit christlich-ethischer Gundhaltung und in der Praxis erprobten organisatorischen Fähigkeiten. (...) Einem *Mann von Format*, der eine aussergewöhnlich faszinierende, nicht einfache Aufgabe sucht, bietet sich die ideale Möglichkeit zur Tat. (...) Eine Herausforderung für einen *Mann mit Substanz!* (Tages-Anzeiger, 28.11.95.)

Während sich mit der geschlechtsneutralen Bezeichnung «Persönlichkeit» eine Frau durchaus angesprochen fühlen könnte, wird diese Offenheit im weiteren Anzeigentext mit den Redewendungen «Mann von Format», «Mann mit Substanz» auf stereotype Geschlechterrollen referiert und damit zunichte gemacht.

Ebenso deutlich zeigen sich Geschlechterstereotypen, wenn (wohlwollende) alltägliche, geschlechtsneutrale Bezeichnungen (Jugendliche, Kinder) im weiteren Kontext rückwirkend zu einer klaren Geschlechtszuschreibung (schliefen mit der Freundin im Zelt) kommen:

> Die Opposition gegen diesen Krieg schweisste die Jugendlichen erst richtig zusammen und gab ihrem friedlichen Zusammensein vor dem Hintergrund eines von Rassenkrawallen und Vietnam-Demonstrationen aufgewühlten Landes eine politische Dimension, welche der 94er Ausgabe entschieden fehlte. Hier war nichts zu spüren von einem gesellschaftlichen Gegenentwurf, einer gesellschaftlichen Utopie, so unrealisitsch diese auch sein mochte. Woodstock 94 war nichts anderes als ein pubertärer Ausbruch von weissen Mittelklasse-Kindern aus dem Normensystem der Eltern. Sie rauchten Dope, wühlten im Schlamm, bestaunten einige Nackte, schliefen mit der Freundin im Zelt, jubelten den Bands zu und erlebten ein Wochenende, das ihnen nach Ferienende im College eine interessierte und bewundernde Zuhörerschaft garantiert. (Weltwoche, 18.8.1994.)

Die facettenreichen Schwierigkeiten der Umsetzung machen deutlich, dass nachträgliches Umformulieren, wie in der Literatur vermerkt, oft zu Lapsus führt.

Veränderung der Einstellung zur sprachlichen Gleichberechtigung

Während vor 10 Jahren noch die explizite Nennung von Frauen (insbesondere mit der Gross-I-Schreibung) als Zeichen für links-alternative Frauenfreundlichkeit gelesen werden konnte, sind Doppelformen heute weder auf-

fällig noch provokativ. Eine Umfrage vom November 1995 an der Universität Zürich und am Gymnasium Wetzikon macht deutlich, dass die jungen DeutschschweizerInnen diesen «neuen» Sprachgebräuchen gegenüber mit sichtlicher Gelassenheit gegenüberstehen. Neben befürwortenden, abwägenden, ablehnenden Meinungen verblüfft in den Stellungnahmen der Studierenden und SchülerInnen, dass alle Befragten sich zum Thema «Sprachliche Gleichberechtigung» eine durchaus differenzierte Meinung gebildet hatten, die eher von einem gewissen Pragmatismus geprägt ist.

Auf die Fragen: *Wie beurteilst Du allgemein die Bemühungen um sprachliche Gleichstellung?* und *Was hältst Du von der der expliziten Nennung von Frauen in mündlichen und schriftlichen Texten?* liessen sich die Befragten nicht in erster Linie auf eine von Emotionen geprägte pro- oder contra-Argumentation ein; in den Antworten wurden die Probleme der mündlichen und schriftlichen Umsetzung thematisiert und auch gleich nach Lösungsmöglichkeiten gesucht.

> Im Prinzip finde ich Doppelformen gut, man kann es aber auch übertreiben. Ich finde es aber sehr wichtig, dass man Frauen auch sprachlich gleichberechtigt, am Anfang ist es sicher komisch, doch ich denke, man wird sich daran gewöhnen. Im mündlichen Bereich finde ich es persönlich nicht so tragisch, wenn uns Lehrer z.B. nur mit «Schüler» ansprechen, man weiss ja, dass beide Geschlechter gemeint sind. (...) Im schriftlichen Bereich fänd' ich es gut, wenn die sprachliche Gleichstellung eingeführt würde. Vielleicht sollte man mehr neutrale Substantive einführen (z.B. Leute etc.), sonst wird es ein Riesenwirrwarr von / und I usw. Ich hoffe, dass dies bald eingeführt wird, denn ich finde Gleichberechtigung allgemein sehr wichtig. Wenn man schon von Gleichberechtigung spricht, sollte dies überall sein, nicht einfach «hier ja, dort nein», oder? (Schülerin, 8. Schuljahr.)

Die Schwierigkeiten, die mit der Umsetzung der sprachlichen Gleichberechtigung zusammenhängen, werden von der Schülerin thematisiert und mit einer Forderung nach Regeln verbunden. Dass das Problem jedoch nicht mit einem Standardrezept gelöst werden kann, wird auch in einschlägiger Ratgeberliteratur vermerkt.

Offenheit für Regelungen der Standardsprache

Es erstaunt, dass der skizzierte Sprachgebrauchswandel in der deutschsprachigen Schweiz und die pragmatische Einstellung der sprachlichen Gleichberechtigung gegenüber gerade in der Schweiz (im Vergleich mit dem deutschsprachigen Ausland) auf fruchtbaren Boden fiel. Dies hängt nicht nur mit der sozialen Situation der Frauen, der gesellschaftlichen Struktur, dem politischen Aufholbedarf und der Institutionalisierung der Gleichberechtigungspolitik zusammen, sondern in grossem Masse auch mit der spezifischen Sprachsituation der Schweiz. Die klare Trennung zwischen Dialekt und Standardsprache, die mediale Diglossie – die Wahl hängt davon ab, ob geschrieben (Standard) oder gesprochen (Dialekt) wird – betrifft alle und ist allen bewusst. Die Kontexte, in denen Standardsprache zur Verwendung kommt, lassen sich als «formell» charakterisieren. Die Verwendung von Dialekt in traditionell

standardsprachlichen Textsorten wird demgegenüber nicht primär durch Verständnisprobleme motiviert, sondern mit der Absicht verbunden, Nähe und Informalität zu signalisieren. Darin äussern sich die unterschiedlichen Einstellungen der Schweizer SprecherInnen zu den beiden Sprachformen. Hinzu kommt, dass die Standardsprache zwar nicht generell, doch grösstenteils als diejenige Sprachform empfunden wird, die – im Gegensatz zum Dialekt – von Regeln geprägt ist, bei deren Gebrauch man demnach Fehler machen kann. So werden denn Fragen nach der sprachlichen Richtigkeit normalerweise nur im Zusammenhang mit standardsprachlichen Texten zum Thema. Im Bewusstsein der SprecherInnen ist Dialekt tendenziell diejenige Sprachform, in der problemlos (wie einem der Schnabel gewachsen ist) formuliert wird. Dieser Sicherheit in der Mundart steht, als Folge der sprachlichen Sozialisierung, das unsichere Terrain der Standardsprache gegenüber. Die aktive Verwendung der Standardsprache ist bei vielen SprecherInnen vom normativen Kontext der Schule geprägt, d.h. Sprachverwendung ist stets gekoppelt an Regeln und Korrekturen. Dieser Hintergrund ist für die Auseinandersetzung mit feministischer Sprachkritik prägend: Zum Teil werden die neuen «Vorschriften» mit der gleichen emotionalen Distanz zur Kenntnis genommen wie Änderungen bei Konventionen der amtlichen Korrespondenz.

Heikel wäre es aber, wenn Vorschriften auch den Dialektgebrauch beeinflussen wollten: hier sind die SprecherInnen die Entscheidungsinstanz, hier lassen sie sich nicht dreinreden. Dies gilt ganz allgemein, neben Fragen der Wortwahl beispielsweise im Zusammenhang mit «political correctness», auch für die je persönliche Ausprägung der Mundart. Im Alltagsbewusstsein ist verankert, dass es verschiedene Dialekte, auch Mischformen (Koinés), gibt. Dadurch wird auch die Toleranz gegenüber der Standardsprache als der spezifischen Sprachform gefördert. Die Skepsis gegen Regeln im Dialekt bedeutet nicht, dass im alltäglichen Gespräch Doppelformen nicht vorkämen. Nur wird hier ihre Verwendung als freiwillige Entscheidung gesehen.

Feministisch oder «up to date»

Dass Doppelformen – obwohl sich die legislative Unterstützung in der Schweiz ausschliesslich auf die Standardsprache bezieht – auch im Dialekt verwendet werden, ist deshalb ein Zeichen dafür, dass nicht allein amtliche Vorschriften der nichtsexistischen Sprache zugute kommen, sondern auch die Angst vor Prestigeverlust (Cf. Schräpel 1986). Die Verwendung nichtsexistischer Sprachformen ist nicht mehr nur und ausschliesslich ein politisches Bekenntnis, sondern soll signalisieren, dass eine Sprecherin oder ein Sprecher «up to date» ist.

Insofern ist die Verwendung von Doppelformen in gesprochenem Dialekt in Alltagsgesprächen, in Radio- und Fernsehsendungen ein Zeichen dafür, dass der Sprachwandel hier relativ weit fortgeschritten ist und nicht mehr nur auf Vorschriften oder individuelle politische Motive zurückzuführen ist.

Literatur:

Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik: Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag: am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen. (= Reihe Germanistische Linguistik 146)

Frank, Karsta (1996): Political Correctness: Ein Stigmawort. In: Diekmannshenke, Hajo, Klein, Josef (Hg.): Wörter in der Politik. Analysen zur Lexemverwendung in der politischen Kommunikation. Opladen. S. 185–218.

Guentherodt, Ingrid, Hellinger Marlis, Pusch, Luise F., Trömel-Plötz, Senta (1980): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, In: Linguistische Berichte 1980, Heft 69, S. 15–21.

Häberlin, Susanna/Schmid, Rachel/Wyss, Eva Lia (1988): Übung macht die Meisterin. Netzwerk schreibender Frauen. Bern. (Überarbeitete Neuauflage 1992, München)

Peyer, Ann/ Wyss, Eva Lia (im Druck): «JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis» – Feministische Sprachkritik in der Schweiz, ein Überblick. In: Germanistische Linguistik. Hg. von Gisela Schönthal.

Schaub, Marianne (1995): Formale Gleichstellung von Frau und Mann mit Ideenreichtum und Durchsetzungsvermögen. Proseminararbeit, Universität Zürich. (unpubl.)

Schräpel, Beate (1986): Feministisch motivierter Sprachwandel. Konsequenzen für eine realistische Theorie des Sprachwandels. Hannover.

Schürmann, Roman (1993): Wo sind die Frauen? Eine Untersuchung zum gegenwärtigen Stand des nichtsexistischen Sprachgebrauchs in den Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens. Proseminararbeit, Universität Zürich. (unpubl.)